

den müssen, und seufzt unter derselben noch bis auf den heutigen Tag.

Der weißfällische Friede hatte die Bande des Reiches noch mehr zerrissen, Deutschland war nur noch ein Bund vieler kleiner Staaten, und jeder feindliche Nachbar hatte hier freies Spiel für seine Eroberungspläne, und die nachher geführten vielen Kriege hatten immer einen traurigen Anfang oder ein schimpfliches Ende. Aber bis auf den heutigen Tag haben wir immer zwischen guten und bösen Zeiten, zwischen Freuden und Leiden, zwischen Siegen und Niederlagen die Hoffnung nicht verloren, daß es doch einmal dauerhaft besser werden dürfte.

Die dreißigjährigen Schrecken des Krieges, die tägliche Todesangst, die Hungersnoth, die Vergänglichlichkeit der zeitlichen Güter, die man nun so deutlich erkannte, alles dieses hatte den Blick der Deutschen nach dem Himmlischen gerichtet, und in ihnen eine äußerst religiöse Stimmung zurückgelassen. In der Religion fand man Heilung so vieler geschlagenen Wunden, der Krieger kehrte zu den stillen Geschäften des Ackerbaues zurück, und Sonntags goß der feierliche Gottesdienst eine Ruhe in sein Herz, die er im Getümmel des Lagers nie verkostet hatte. Nie war wohl der Eifer, fromme Stiftungen zu machen, größer, als gleich nach dem dreißigjährigen Kriege.

Im dreißigjährigen Kriege waren das erste mal Franzosen in Masse nach Deutschland gekommen, und den Deutschen durch ihre feineren Sitten aufgefallen. In Münster und Osnabrück hatte man diese Nachbarn auch von Seiten ihrer Pracht und ihres glänzenden Anzuges kennen gelernt. Die Deutschen wurden ganz vernarrt in diese vermeinten Vorzüge, und reiseten nun zu Tausenden mit schwerem Gelde nach Paris, um sich in Franzosen umwandeln zu lassen. Wenn sie heimkehrten, so trugen sie statt des deutschen vollen Rockes einen Frack, über demselben einen Degen, Schuhe mit großen Schnallen, gepudertes Haar oder gar eine mächtige Mongooseperücke, und ließen sich Monsieur anreden. Dabei mischten sie allerlei französische Brocken in ihre Rede, auch